

Nicht nur Opfer

Südtirol und der Kolonialismus: Warum er nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Gegenwart betrifft.

von Eric Burton, Sebastian De Pretto und Markus Wurzer



Auf faschistischer „Zivilisierungsmission“: Der Südtiroler Josef Brunner (2. von rechts) und ein weiterer Soldat posieren mit indigenen Frauen und einem Kind, das den Arm zum „Römischen“ Gruß hebt.

Foto: Privatsammlung Brunner Siezing

Gegenwärtig stellen sich viele Gesellschaften in Europa die Frage, wie mit dem schwierigen Erbe des Kolonialismus umzugehen sei. Die Rückgabe von geraubten Objekten und Entschädigungszahlungen stehen dabei ebenso zur Debatte wie die Umbenennung von Straßen oder der Rückbau von Denkmälern.

Diese Fragen berühren auch Südtirol, wecken aber ganz andere Geister, als man meinen möchte. Hierzulande schwirrt auch in der Gegenwart noch ein Geschichtsbild durch die Täler, das seinen Ursprung in der Zwischenkriegszeit hat und das Südtiroler Interessengruppen im Ringen um Selbstbestimmung und Autonomie nach 1945 wiederholt bedienten: Die deutsch- und ladinischsprachigen Südtirolerinnen und Südtiroler seien ein von Rom nach dem Ersten Weltkrieg unterdrücktes „Kolonialvolk“.

Diese Deutung zog weite Kreise: Einer Leserbriefschreiberin in der Vereinszeitschrift des Südtiroler Kriegsopfer- und Frontkämpferverbandes 1997 zufolge sei es allgemein bekannt, „dass kein Kolonialvolk so niederrächtig behandelt wurde wie die Südtiroler während der schwarzen Ära“.

Ein verzerrtes Geschichtsbild: Freilich nimmt es Bezug auf die rigorose Italianisierungs- und Denationalisierungspolitik des faschistischen Regimes und betont die Erfahrung kultureller Negation; gleichzeitig blendet es aber aus, dass Südtirolerinnen und Südtiroler – aller Sprachgruppen – am Kolonialismus Italiens teilhatten und davon profitierten. Sie suchten in Übersee Arbeit, hofften ebendort als Siedler auf sozialen Aufstieg und eine prosperierende Zukunft – und nahmen damit auch die Angebote des faschistischen Regimes an.

Ausgehend von dieser komplexen Vergangenheit stellt sich die Frage, woraus sich nun die Erzählung eines gewaltsausügenden Kolonialismus in Südtirol nährt und wie Fragen eigener Täterschaft gleichzeitig in den Hintergrund geraten. Um den skrupellosen Expansionismus des Mussolini-Regimes auch in Südtirol anzuklagen, boten sich vor allem die historische Aufarbeitung der italienischen Invasion und Besetzung Äthiopiens (1935–41) sowie die in den 1990er-Jahren italienweit geführten Debatten um die schockierenden Gewaltverbrechen Italiens in Ost- und Nordafrika an.

Populäre Erzählweisen vom Vernichtungskrieg fanden zu dieser Zeit beispielsweise Eingang in die Südtiroler Heimatbücher – ein besonders breitenwirksames erinnerungskulturelles Medium der Region. Bis in die 1990er-Jahre stand jedoch nur in wenigen Dorfchroniken etwas über die Teilnahme der Südtiroler am Abessinienkrieg

geschrieben. Der Einsatz im fernen Ostafrika erschien zunächst vor allem als eine kurze Episode im Leben junger Soldaten, die nach ihrer Heimkehr wieder unbeeinträchtigt ihrem Leben und der Arbeit nachgingen. Als kollektives Opfer hingegen wird gesehen, dass der Abessinienkrieg Zwangsmaßnahmen wie etwa die Abgabe von Eisen und Gold sowie allerlei Versorgungsgütern mit sich brachte. Grundsätzlich seien die Südtiroler:innen aber geschlossen gegen den Krieg eingestanden und hätten ihre Opposition mit Gleichgültigkeit und passivem Widerstand kundgetan.

Nach 1995 verdichtete sich dieses Narrativ der widerständigen Bevölkerung Südtirols und erhielt zudem eine neue Erzählkomponente, wenn die Heimatbuchautoren von einer massenhaften Fahnenschlacht der Einberufenen berichteten. Aber nicht nur die Deserteure erscheinen als heroische Widerständige, sondern auch diejenigen Südtiroler, die dem Marschbefehl folgten. Deren selbstloses Opfer habe darin bestanden, dass sie den Dienst am Horn von Afrika zwar widerwillig, aber dennoch vorbildhaft leisteten und sich bewusst gegen eine Flucht entschieden, um nach ihrer Heimkehr wieder für ein „Deutsch-Südtirol“ einzustehen. Anstatt einen differenzierten Blick auf die Südtiroler Kriegsteilnehmer zu werfen, verklären sie die Heimatbücher der späten 1990er- und 2000er-Jahre überwiegend zu lokalpatriotischen Märtyrerfiguren.

Diese Erzählungen ignorieren den Umstand, dass sich viele deutsch- und ladinischsprachige Südtiroler auch als Freiwillige in den Dienst des Regimes stellten: Sie trieb die Abenteuerlust oder die Aussicht auf ein lukratives Einkommen in den Kolonien. In den Kriegen in Libyen und Äthiopien in den 1920er- und 1930er-Jahren waren sie keinesfalls nur unbeteiligte Beobachter, die sich nie an der Gewalt beteiligten. Stattdessen dienten sie an unterschiedlichen Positionen der Kriegsmaschinerie.

Ein deutschsprachiger Südtiroler Kolonialoffizier schrieb seinen Eltern im Juni 1938 über den Einsatz gegen äthiopische Freiheitskämpfer: „Wir durchzogen Gebiete, die noch von keinem Weißen betreten wurden und folglich von aufständischen Eingeborenen belebt waren. Die Hütten wurden verbrannt, das Vieh weggetrieben und die Eingeborenen selbst in die andere Welt befördert, wenn man ihnen nachweisen konnte, zu den Rebellen zu gehören. Dieses traurige Geschäft musste ich ausüben.“

Der Krieg in Äthiopien forderte schätzungsweise zwischen 350.000 und 760.000 Menschenleben. Die Aufarbeitung dieser furchtbaren

Südtiroler, die in Abessinien kämpften, erscheinen in den Heimatbüchern als heroische Widerständige, doch viele stellten sich freiwillig in den Dienst des faschistischen Regimes.

Massenverbrechen, die mit Büchern von Aram Mattioli und Gerald Steinacher nach 2005 auch einer deutschsprachigen Leserschaft zugänglich wurde, erreichte auch die Südtiroler Gesellschaft. Allerdings führte dies nicht dazu, Fragen nach eigener Täterschaft zu stellen. Stattdessen wurden die wissenschaftlichen Argumente in das deutsch-nationalistische Opfernarrativ integriert. Schließlich förderten solche Studien erneut die unfassbare Brutalität des faschistischen Regimes zutage, woraus Heimatvereine wie der Südtiroler Schützenbund geschichtspolitisches Kapital zu schlagen wussten. Gemäß seiner Auffassung habe Südtirol unter demselben Regime leiden müssen, weshalb der Verein in der Bevölkerung Äthiopiens Leidensgenossinnen und -genossen erkenne und sich dementsprechend mit dieser verbunden fühle.

Konkret äußerte sich diese gesuchte Nähe zu den tatsächlichen Opfern der italienischen Gewalt in der sogenannten «Schützen-Akte» von 2008: ein offener Brief, den der Landeskommendant Paul Bacher dem äthiopischen Botschafter in Rom überreichte und der nicht nur die italienischen Kolonialverbrechen sowie die unterlassene Aufarbeitung anklagte, sondern gleichzeitig Unterstützung für den Kampf gegen das Alpinidenkmal in Bruneck erbat. Der Schützenbund wurde somit zum Trittbrettfahrer: Er suchte in Äthiopien, das als Opfer des italienischen Imperialismus anerkannt werden wollte, einen Verbündeten für die eigene kulturnationalistische Agenda.

Neben dem Südtiroler Schützenbund haben sich in den letzten Jahren aber noch weitere erinnerungskulturelle Vereine öffentlich zu Wort gemeldet, die ein nicht weniger verzerrtes Vergangenheitsbild vertreten. Während die Schützen in Äthiopien nach Verbündeten suchten, richtet der Verein „Südtiroler Freundeskreis der Afrikaner“ seinen Blick nach Südafrika. Anlässlich der Feierlichkeiten zum zwölfjährigen Bestehen warb der Verein in den *Dolomiten* vom 14. Juni 2022 unter der Überschrift „Weil die Buren unsere Brüder sind“ für Solidarität mit den Burinnen und Buren, da diese seit der sogenannten „Machtübernahme“ des ANC (Afrikanischer Nationalkongress) von 1994 zu einer Minderheit im „eigenen“ Land gemacht worden seien und durch Gesetze systematisch diskriminiert würden.

Tatsächlich handelte es sich in Südafrika aber nicht um einen faschistischen Putsch à la Mussolini, wie der Begriff „Machtübernahme“ andeutet, sondern um die ersten demokratischen Wahlen in einem Land, in dem die Apartheidspolitik die Bevölkerungsmehrheit über Jahrzehnte diskriminiert und von politischer Mitbestimmung

ausgeschlossen hatte. Der Freundeskreis aber suggerierte durch den Vergleich, dass eine Ähnlichkeit zwischen dem faschistischen Italien und dem demokratischen Südafrika bestehe: Den Buren genauso wie den deutschsprechenden Südtirolern würden unter dem Faschismus die Sprache und Kultur verboten.

Das ist faktisch falsch: Es gibt in Südafrika keinerlei Verbote. Afrikaans ist nunmehr zwar eine von insgesamt elf offiziell anerkannten Landessprachen, aber zum Beispiel im Bildungssystem immer noch deutlich besser gestellt als etwa isiZulu oder isiXhosa, die von deutlich mehr Menschen gesprochen werden, von kleineren Sprachgruppen ganz zu schweigen. In Bereichen wie Einkommensverteilung oder Arbeitslosigkeit sind auch Jahrzehnte nach dem Ende der Apartheid Schwarze stark benachteiligt. Es geht dem Freundeskreis also mitnichten um die Förderung historisch marginalisierter Gruppen, entscheidend ist ein selektives und politisch höchst problematisches Verbundenheitsgefühl.

Historisch stützt sich der Südtiroler Freundeskreis auf den Bozner Burenverein, der 1899 gegründet worden sei und schon damals die Buren bei ihrem sogenannten „Freiheitskampf“ gegen die englische Kolonialmacht im Geiste sowie mit kampfeswilligen Auswanderern aus Südtirol unterstützt habe. Die Unterstützung für die Burinnen und Buren im verhängnisvollen Krieg gegen Großbritannien war damals keine Südtiroler Besonderheit, sondern in deutschnationalen Kreisen in ganz Zentraleuropa verbreitet.

In Tirol aber, etwa in einem Unterstützerbrief aus Bozen 1900, sah man in den Buren eine Parallele mit dem „lutigen Ringen“ der „wehrhaften Tiroler Bauern“ gegen den expansionswütigen Napoleon anno 1809. Diese Vergleiche nimmt der gegenwärtige Freundeskreis wieder auf und schreibt sie fort: Das Pendant zur Italianisierung Südtirols wird in der von den Briten erzwungenen Anglisierung der Afrikaans sprechenden Siedlungsgemeinschaft erkannt. Der Freundeskreis hat wiederholt darauf verwiesen, dass sich der Ministerpräsident Südafrikas, Jan Smuts, nach dem Zweiten Weltkrieg für die Autonomie Südtirols eingesetzt habe. Zu den kuriosesten aktuellen Blüten dieser Fernbeziehung gehört der vierzehnminütige Song „21810“ der südafrikanischen Band Soms Wen Die Wolf, in dem Andreas Hofer und Tiroler „Einheitlichkeit“ ihre womöglich erste Metal-Hymne erhalten.

Heute verfügt der Freundeskreis eigenen Angaben zufolge über achtzig Mitglieder und wird mitunter vom ehemaligen Landeshauptmann Luis Durnwalder unterstützt. Ein aktiver Austausch

findet mit einigen der radikalsten Vereinigungen von Buren statt, eine davon die Orania-Bewegung zur Unterstützung der gleichnamigen Siedlung in der südafrikanischen Karoo-Halbwüste. Freilich erwähnt der Freundeskreis in seinen Medienmitteilungen weder die historische Mitverantwortung der burischen Bevölkerung an Landnahme und Sklavenhaltung in früheren Jahrhunderten oder ihre zentrale Rolle im südafrikanischen Apartheidregime noch den in Siedlungen wie Orania nach wie vor vorherrschenden rassistischen Separatismus.

Die Siedlung verweigert dunkelhäutigen Menschen ein Aufenthalts- oder Wohnrecht und versteht sich als „weißer“ und „sauberer“ Zufluchtsort in einem ansonsten von Korruption, Elend, Kriminalität und Schmutz gezeichneten Land. Eine Erzählweise, die auch der Freundeskreis in seiner vermeintlichen Aufklärungskampagne vertritt. Das Beispiel zeigt, dass kulturnationalistische Geschichtsvereine aktuell von einer heroischen Opferschaft erzählen, die sie für die Autonomie angeblich erbracht haben. Sie erkennen darin ein Vorbild für die Selbstbestimmungsbemühungen kultureller Minderheiten anderer Weltregionen, mit denen sie sich aus historisch fadenscheinigen Gründen verbunden fühlen. Die männerbündisch

anmutende „Verbrüderung“ zwischen Südtirolern und Buren lässt sich unterdessen kaum mit der Sorge um bedrohte „Kultur“ erklären. Sie beruht auf einer politischen und implizit rassistischen Wahlverwandtschaft; ist doch die Hautfarbe der Burinnen und Buren offenbar ein Kriterium für ihre Unterstützungsürdigkeit. Der Freundeskreis hat in seinen öffentlichen Mitteilungen bisher noch nicht erkennen lassen, sich zum Beispiel auch für andere Sprachen Südafrikas einzusetzen, die bisher weit weniger an Schulen und Universitäten präsent sind als Afrikaans.

Das Anerkennen von tatsächlichen Opfern kolonialer Machtstrukturen bedarf allerdings eines unvoreingenommenen Geschichtsbildes, das gerade auch in Südtirol einen selbstkritischen und offenen Blick auf die eigene Vergangenheit voraussetzt. Die Südtirolerinnen und Südtiroler würden darin gewiss nicht als ein „niederträchtig“ behandeltes „Kolonialvolk“ erscheinen, sondern als die Bevölkerung einer Provinz mit einer komplexen und vielseitigen Geschichte, deren Kapitel nicht nur von Marginalisierung und Widerstand, sondern auch von opportunistischer Kollaboration und Täterschaft berichten – und zwar nicht nur in Südtirol, sondern auch in Äthiopien oder Südafrika.

Genau 49 Jahre nach der Ausrufung des faschistischen Kolonialreichs hielten die Südtiroler Ostafrika-Veteranen (manche mit Tropenhelm) am Grieser Platz in Bozen am 8. Mai 1985 ein Treffen ab.



Foto: Sammlung Gaber, TAP Lienz